

Eberhard Straub

Die Furtwänglers
Geschichte einer deutschen Familie

Siedler Verlag

Inhalt

Einleitung

9

KAPITEL 1

»Auf schwanker Leiter der Gefühle«

Nervöse Akademiker auf der Suche nach der verlorenen Schönheit

21

KAPITEL 2

»Stolz entfernt vom wirkenden Getöse«

Die Leiden der jungen Bürger am öden Strand des Lebens

53

KAPITEL 3

»Und das Hauptland war die Musik«

Die heil'ge Kunst der deutschen Bildung

79

KAPITEL 4

»Von seiner Kunst wird stets unendliche Beglückung ausströmen«

Der Komponist ohne Publikum als dirigierender Menschenfischer

111

KAPITEL 5

»Man ruft, man seufzt nach mir, will mich bald dort, bald hier«

Die Industrialisierung künstlerischer Kraft im großen Stil

143

KAPITEL 6

»Der Klang der Philharmoniker ist Naturprodukt«
Wiener Weichheit und norddeutscher Ton

181

KAPITEL 7

»Wir Künstler müssen uns aus der Politik heraushalten«
Innerer Vorbehalt und freier Zugang zum Machthaber

209

KAPITEL 8

»Widerstand durch Mitarbeit«
Das bürgerliche Dilemma: Ohne Macht lässt sich nichts machen

249

KAPITEL 9

»Auch das Schöne muss sterben«
*Die Verzweiflung des Bildungsbürgers in der
illustrierten Warenwelt*

287

Schluss

323

Literaturverzeichnis

335

Namenregister

341

Dank

350

Bildnachweis

350

Einleitung

Es ist noch gar nicht so lange her, dass keiner als Bourgeois auffallen wollte. Wer unter Umständen einen bürgerlichen Eindruck bei anderen hinterließ, bemühte sich sofort, Eigenschaften zu betonen, die sein unkonventionelles, für alles offene und möglichst authentische Temperament unmittelbar »zur Schau stellen«. Verständlicherweise, denn der Bürger als sozialer Typus mit einer bestimmten Haltung und ihr gemäßen Lebensformen ist längst verschwunden, ebenso wie der Aristokrat oder Arbeiter. Beamte und Angestellte, der Akademiker oder der deutsche Professor haben ihre ehemaligen Erkennungsmerkmale eingebüßt. Wer das bedauert, sollte nicht vergessen, dass sich die Legitimation einer demokratischen Gesellschaft verantwortungsvoller Endverbraucher eben aus der Nivellierung und Egalisierung ergibt. Beides ist unvermeidlich, weil der Massenkonsum die Voraussetzung dafür schafft. Dennoch gibt es Unterschiede, je nach dem materiellen Verdienst. Sie reichen abgestuft von den Reichen über die Besserverdienenden bis hinunter zu denen, die mit »Billiglöhnen« zufrieden sein müssen. Mit den verschiedenen Einkommensklassen sind keine grundsätzlich anderen Lebensformen verbunden.

Ob Arm oder Reich – beide sehen die gleichen Ratespiele, Diskussionen, Sportübertragungen, Musikshows oder Pornofilme. Gerade die Sexindustrie und das erotische Spaßgewerbe ebneten endgültig die geschmacklichen Unterschiede ein. Sie versprechen ungewöhnliche und außerordentliche Erlebnisse, würden aber jeden Kunden verschrecken, verhiessen sie allen Ernstes gutbürgerliche Attraktionen. Schließlich galt es als Akt der Befreiung, Bürgerlichkeit und bürgerliche Moral – verklemmt und

unaufrichtig, wie es immer hieß – unschädlich gemacht zu haben. Frei nach Schiller wollen wir kein einig Volk von Spießern sein. Wer über genug Geld verfügt, hat Zutritt zu allen Kreisen, in denen sich Prominente treffen. Prominenz wird hergestellt von den Medien, durch Propaganda oder in der ausufernden Begegnungsindustrie mit ihren Events, die unmittelbar zu televisionären Ekstasen führen. Dennoch macht sich Heimweh nach Bürgerlichkeit bemerkbar, werden ununterbrochen bürgerlicher Geist und eine neue Bürgerlichkeit beschworen.

Die jungen, die aktiven Dynamiker wollen unbedingt als erfolgreich auffallen, aber nicht unfein wirken. Deswegen brauchen sie Zierrat, der im unverbindlichen Spiel mit bürgerlichen oder aristokratischen Reminiszenzen einen Stil vortäuscht, der sich allerdings im »personal design« erschöpft. In der Postmoderne ist alles Spiel im Wettbewerb der wechselnden Moden und »Lifestyles«. Darin äußert sich allerdings unverhohlen die Unbürgerlichkeit solcher rein ästhetischer Manierismen. Die neuen Bürger verweisen gerne und nicht ohne Pathos auf ihr Geld. Sie haben es durch Leistung erworben. Sie wollen sich schmücken, weil sie ununterbrochen in Systemen und Subsystemen funktionieren müssen. Die so genannte neue Bürgerlichkeit äußert sich deshalb im Willen zum Schönen. Geld ist dafür selbstverständlich die Voraussetzung. Es war schon immer etwas teurer, einen guten Geschmack zu haben. Dabei geht es nicht einmal mehr um den guten Geschmack, den keiner mehr näher zu bestimmen vermag, sondern um ganz unbürgerliche Effekte, nämlich das Ungewöhnliche, Unerwartete, das Sensationelle und das Pikante. Das ist eine Frage der Kostümkunde, der Schmuckarten oder überraschender Tischdekorationen und der innigen Vertrautheit mit Friseuren und Putzmacherinnen, die dem Willen zum Schönen erst seine charakteristische Eigenart vermitteln. Die wenigsten unter den Erfolgreichen und durch Erfolg Reichen haben ein großes Haus und wollen sich das dafür notwendige Personal leisten. Kultur ist eine Dienstbotenfrage, so lautete einst

die klassische, adlig-bürgerliche Devise. Personal ist nicht nur teuer, es engt die Beweglichkeit, bei den wechselnden Bemühungen, sein Selbst durch phantasievolle Modellüberholung in aufregender Beweglichkeit darzustellen, ein. Es waren stets die Diener, die, um solche Willkür zu verhindern, ihre Herren streng auf das verpflichteten, was sich gehört, was man tut oder besser lässt.

Die deutschen Bürger, um die es hier geht, führen zurück in die erloschene und schon um 1900 erschütterte Bürgerlichkeit, in der Bildung und Seelenadel aus den unvermeidlichen Abhängigkeiten der Arbeitswelt hinüberleiten sollten in die Freiheit. Frei ist der Mensch, wenn er spielt, wie Schiller lehrte. Zu dieser freien Humanität gelangt er über eine Bildung durch Wissenschaft und Kunst, immer damit beschäftigt, sich dem Guten, Wahren und Schönen anzunähern. Dazu waren vor allem die klassisch Gebildeten, die »Akademiker«, berufen, in denen der Bildungsbürger seine ideale Verkörperung erkannte. Die Furtwängler waren klassisch gebildete Akademiker. Andreas Furtwängler, der Sohn des Dirigenten Wilhelm, Professor für Archäologie in Halle, ist der Enkel eines Archäologen und der Urenkel zweier Altphilologen. Der Dirigent Wilhelm Furtwängler machte zwar die Musik zu seinem Hauptgeschäft, aber er war selbstverständlich vertraut mit Homer, den griechischen Tragikern und vor allem der griechischen Kunst. Die Universität Heidelberg hatte ihm 1926 den Ehrendoktor verliehen. Seitdem hieß er überall Dr. Wilhelm Furtwängler, womit er klar von den übrigen Musikern als eine spezifisch bildungsbürgerliche Erscheinung unterschieden wurde. Nur der Komponist des späten Bürgertums, der dessen Verfall erlebte und überlebte, Dr. Richard Strauss, legte mit dem Titel ebenfalls Wert darauf, als Akademiker behandelt zu werden. Er verstand sich durch und durch als Hellenist, immer wieder zurückkommend auf griechische Kunst, Literatur und Philosophie.

Bis zu ihrem allmählichen Verlöschen seit dem Ersten Weltkrieg hingen bürgerliche Lebensformen unmittelbar mit der

Kenntnis des klassischen Altertums zusammen. Als Gebildeter konnte deshalb nur der klassisch Gebildete gelten, der Latein und Griechisch beherrschte und sich unter dem Eindruck des »griechischen Wunders« vom ewig Wahren und Schönen zum wahren Menschen verwandelte. »Lasst uns doch vielseitig sein, märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien, und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander«, rief der alte Goethe denen zu, die vor der Fülle des Lebens verzagten und als kleinliche Berufsmenschen fröstelnd im Kleinlichen bebten. Der Bürger Goethe kannte seinen »Klassenkameraden« gründlich. Werner, der Jugendfreund Wilhelm Meisters, ist der typische Bourgeois, das liberale, selbststüchtige Individuum: »Das ist also mein lustiges Glaubensbekenntnis: seine Geschäfte verrichtet, Geld geschafft, sich mit den Seinen lustig gemacht und um die übrige Welt sich nicht mehr bekümmert, als insofern man sie nutzen kann.« Dem entgegnete Wilhelm mit der Frage: »Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabrizieren, wenn mein eigenes Innere voller Schlacken ist? Und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber immer uneins bin?«

Goethe bekümmerte es, dass der Bürger sich in der Regel vielleicht Verdienste erwerben würde, zur Not seinen Geist ausbildete, ohne aber darüber zur Persönlichkeit zu werden. Das meinte für Goethe, sich selbst einen vornehmen Anstand zu geben, der zu einem freien Anstand würde – wie beim Aristokraten, der eine feierliche Grazie bei gewöhnlichen, eine Art von leichtsinniger Zierlichkeit bei ernsthaften Dingen wahrt und damit zeigt, immer und überall im Gleichgewicht zu stehen. Goethe war Realist genug, in der Verfassung der Gesellschaft die Ursachen für die Unzulänglichkeiten des Bürgers zu erkennen. Denn der Bürger »soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, dass in seinem Wesen keine Harmonie sei, noch sein dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles übrige vernachlässigen muss«. Darin liegt die Schwierigkeit für jeden Bourgeois,

den es aus der Enge, die ihm zugewiesen und in der er es sich behaglich macht, hinausverlangt und der nach harmonischer Ausbildung seiner Natur strebt, also nach dem höchsten Glück: zur Person zu werden und zur schönen Persönlichkeit, die sich gefällt, weil sie anderen zu gefallen vermag. Das Ideal erkannte man im attischen Bürger des perikleischen Zeitalters, der vorbildhaft Anmut mit Würde verband.

Über Umwege fand auch Wilhelm Meister in die Praxis, in den Beruf und musste sich äußerlich beschränken. Aber er hatte Geist und Sinne geübt, das Vortreffliche kennen und dasselbe vom Niederen unterscheiden gelernt. »Das ist mehr wert als der eigentliche Besitz; denn wir werden durch jene Bildung zur Teilnahme an allem Guten fähig«, wobei das Gute in sich auch das Schöne und Wahre einschließt. Die Vielseitigkeit im Inneren erlaubte es, sich äußerlich wieder einzuschränken. Damit ward die Überlegenheit des Inneren über das Äußerliche – eine christliche Idee – mit der geselligen Kultur verbunden und zugleich ästhetisiert. Denn die schöne Seele hat es nicht mehr mit dem Gott zu tun, der eins mit der Schönheit ist, sondern mit den schönen Künsten und den schön gefassten Ideen und Gefühlen. Friedrich Schiller nannte die Seelenbildung in diesem Sinne ausdrücklich »ästhetische Erziehung«.

Er hatte dem Bürger eindringlich geschildert, wie in der arbeitsteiligen Welt das gesellschaftliche Sein den Menschen als Menschen vernichtet und zerstückelt. Als Schlachtopfer des Fleißes, an ein kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, »bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zum Abdruck seines Geschäftes«. Den Mechanismen des Marktes und des Verwaltungsstaates ausgeliefert, kann zumindest der Akademiker über die Bildung durch Kunst und Wissenschaft zur inneren Freiheit und Selbständigkeit gelangen. Beide haben die Schönheit zum Ge-

schwister. Sie ist es, die zur Freiheit führt und zur Harmonie des Wesens, die bislang allein dem Adligen vorbehalten blieb, der mit sich selbst ein Bild des adligen Menschen entwarf.

So vermag der Akademiker die unvermeidlichen Folgen der Entfremdung von sich und seiner menschlichen Bestimmung abzuschwächen, wenn auch nie ganz zu überwinden. Er muss sich nur aus allen Einseitigkeiten lösen. Während der Spezialist, der Berufsmensch »in ewigem Geistesstillstand das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet«, kann er das Getrennte und Zersplitterte in seinem großen, ursprünglichen Zusammenhang sehen. Dabei sollte vor allem die Kunst helfen, gerade die Musik mit ihrer einzigartigen Macht, von der Schiller begeistert sang: »So rafft von jeder eitlen Bürde,/Wenn des Gesanges Ruf erschallt,/Der Mensch sich auf zur Geisterwürde/Und tritt in heilige Gewalt;/Den hohen Göttern ist er eigen,/Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,/Und jede andre Macht muss schweigen,/Und kein Verhängnis fällt ihn an,/Es schwinden jedes Kummers Falten,/Solang des Liedes Zauber walten.«

Mit Gesang meinte Schiller, ein sehr musikalischer, an der heroischen Oper geschulter Kopf, die Musik überhaupt, Polyhymnia, die Sprache der Seele. Schiller stiftete den einzigartigen Kult der Musik unter den Deutschen. Noch der Komponist in der *Ariadne auf Naxos* von Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauss verkündet verzückt: »Musik ist eine heilige Kunst,/Zu versammeln alle Arten von Mut wie Cherubim um einen strahlenden Thron!/Und darum ist Musik die heilige unter den Künsten.« So sagten es seit Schiller Philosophen, Dichter oder Komponisten. Das reine Gefühl, die menschlichen Urlaute, die Natur des Menschen mit all ihren Leidenschaften, Sehnsüchten, Hoffnungen und Enttäuschungen drücke allein die Musik unverfälscht, weil unmittelbar aus. In der Musik sprach und dachte, fühlte und träumte Gott-Natur im natürlich-göttlichen Menschen. Sie war und ist die allgemeine Sprache allgemeiner Menschlichkeit. In ihr äußert sich rührend und überschwänglich das religiöse Bewusst-

sein der ursprünglichen Einheit alles Lebenden. Davon waren von Schelling über Hegel bis zu Schopenhauer und Nietzsche deutsche Philosophen überzeugt.

Diese deutsch tönende Ethik bezwingt die Herzen, führt über die Schönheit zum Wahren und damit zum Guten, sie heiligt als heilige Kunst den ergriffenen Zuhörer und macht den Sänger wie in der Antike zum Seher und Propheten. Sie ist die Sprache der innersten Philosophie, des gleichsam nachtwandlerischen Bei-Sich-Seins des Menschen, während dem er zu den letzten Geheimnissen der Welt vordringt und sich die dunkelsten Verliese aufschließt. Die Musik ist die allgemeinste Sprache, in ihr spricht die Menschheit mit sich selber – vorzugsweise über deutsche Vermittler. Deutsche hielten damals ihre Sprache für keinen abgeleiteten Dialekt, wie die übrigen modernen Idiome, sondern für eine Originalsprache. Nur dem Griechischen vergleichbar, der musikalischen Sprache eines ungemein musikalischen Volkes, könnte sie des Geistes und der menschlichen Natur unermessliches Reich am besten umfassen, woher die auffällige Begabung der Deutschen käme, sich musikalisch fein und vollendet auszudrücken.

Dadurch wurde nach ihrer Auffassung die heilige Kunst der Musik, die mächtige Sprache der Menschheit, zu einer besonderen Kunst der Deutschen. Sie dienen mit ihrer Musik der Menschheit und machen alle Menschen zu Brüdern, wo der Freude schöner Götterfunken, entzündet von Deutschen, die Seelen erglühen lässt und zur Umarmung aller treibt. Der deutsche Nationalismus erhielt über solche Spekulationen einen durchaus kosmopolitisch-humanitären Zug. Deshalb ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Akademiker als liberale Nationalisten in der Musik ein Mittel zu einer ganz anderen Internationale sahen, die sich im Konzertsaal unter Anleitungen deutscher Exegeten täglich neu konstituierte. Die deutsche Musik als Völker und Räume übergreifendes Signal wurde zu einer ästhetischen Internationale, zum Sozialismus der Kulturträger, die als Friedens-

freunde sämtlichen Gefühlvollen und Ergriffenen zujauchzten: Enthusiasten aller Völker, vereinigt Euch.

Richard Wagner, der Zögling des klassischen Gymnasiums, entwickelte unter solchen Anschauungen eine Zukunftsmusik, die der KPdSU auf ihren Parteitagen – eröffnet mit dem Vorspiel zu *Rienzi* – so unentbehrlich war wie *Die Meistersinger* der NSDAP oder *Tristan und Isolde* dem bürgerlichen Individuum, das aus dem Labyrinth in der eigenen Brust nicht mehr herausfand. Musik ist eine so allgemeine Sprache, dass sie für alle Zwecke eingesetzt werden kann, ohne die Übereinstimmung mit ihren eigenen Regeln und Gesetzen zu verlieren. Alle Personen im Umkreis der Furtwänglers, Akademiker im Austausch mit Akademikern, glaubten an die Kunst, an die sittliche Macht des Schönen und damit an die versittlichende Kraft der deutschen Musik. Wer von Beethoven überwältigt war, konnte kein Unhold sein, bestätigte er doch damit seine Fähigkeit, ein fühlender Mensch unter mitfühlenden Menschen zu sein. Als bürgerliche Ästhetiker waren sie unablässig – jenseits ihres Berufes – damit beschäftigt, die Welt zu ästhetisieren, ihre Seele empfangsbereit zu halten auch für die raffiniertesten Reize, um ins Schöne auszuweichen hinüber zur Trösterin Frau Musica, sofern der Lärm der aufgeregten Zeit sie allzu aufdringlich belästigte.

Keine spätbürgerliche Person hatte zur Harmonie ihres Wesens gefunden. Die Furtwänglers, ihre Verwandten und Freunde waren zerrissene Naturen, von Melancholien, Schlaflosigkeiten und Kopfschmerzen geplagt. In den künstlichen Paradiesen, wie sie die Musik bereithält, erholten sie sich von des Lebens Mühe und Alltäglichkeit. Die einzig glückliche unter all diesen früh gereiften, zarten und traurigen Bürgern ist Märli Furtwängler, die – ohne an Brünnhilde und die bürgerliche Stilisierung der Gefühle zu denken – ihrer leidenschaftlichen Liebe konsequent folgte. Das musste sie unweigerlich mit dem Unglück bekannt machen, was sie aber nicht niederdrückte. Sie hatte mit dem Philosophen Max Scheler ein vorübergehendes und unvergessenes Glück erlebt.

Das schützte sie davor, als Mühselige und Beladene ein Surrogat für das Glück in einem »Furtwängler-Konzert« zu suchen, wie so viele von der Banalität des Daseins enttäuschte sublimen Seelen.

Die meisten Bürger, und von typischen Repräsentanten dieser Klasse während ihres Verfalls handelt dieses Buch, gelangten nie zur erwünschten Harmonie mit sich selbst, weil überfordert von den Ideen zur ästhetischen Erziehung der eigenen Person mitten in einer industriellen Welt und den zu ihr unvermeidlich gehörenden Massen, die nicht mehr wie der Chor in der Oper im Hintergrund für liebenswürdigen »Lokalkolorit« sorgten. Sie waren vielmehr Arbeiter, Proletarier und verlangten ohne Rücksicht auf bürgerliche Nerven ihren Teil vom steigenden Wohlstand, um sich ihrerseits zum freien Menschen bilden zu können. In dieser als hässlich empfundenen, spannungsreichen Umwelt fanden sich betrübte bürgerliche Ästheten nicht mehr zurecht. Statt den schönen Menschen in wunderbarer Anmut wie im klassischen Athen entfesselte die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft zu ihrem Entsetzen den ehrgeizigen »Spießier«, der dem Ratschlag von Goethes Werner folgte, stets auf das Nützliche bedacht zu sein.

Die Akademiker hingen am Besitz, sammelten Kunst oder alte Bücher und vor allem Erlebnisse als inneren Besitz unter mannigfachen ästhetischen Eindrücken. Sie wandelten zu ihrem Kummer unter Einseitigen, unter Berufsmenschen, die nicht auf den Geist Schillers, Goethes oder Wagners hörten, der alles versöhnt und übertönt. Verließen die Philister, diese bourgeoisen Funktionselemente, ihre geschäftliche Welt, wechselten sie nur hinüber in den durch und durch industrialisierten und kommerzialisierten Kulturbetrieb. Wer als Bildungsbürger unter seinesgleichen bleiben wollte, mied sogar bald den Konzertsaal und trieb nach dem ästhetischen Tee Hausmusik mit Gleichgesinnten.

Die späten oder letzten Bürger, um die es hier geht, haderten längst mit der Bürgerlichkeit, wie der Bourgeois sie bedenkenlos verkörperte. Den Bourgeois zu verachten und in sich selbst zu

überwinden, das hatten sie von Goethe und Schiller gelernt. Aber deswegen wollten sie unter keinen Umständen auf das Proletariat vertrauen, auf die Revolution, und das hieß, auf die freiwillige Selbstvernichtung. Der Wotan Wagners, der untergangsbefähigte, joviale Gott als Summe der Intelligenz des 19. Jahrhunderts, hatte nur noch eines im Sinne: das Ende. Die notwendige Selbstvernichtung der Götter und Bürger konnte dem von Wotan gewünschten und gewollten Menschen zum Durchbruch verhelfen, damit wir alle zur erlösenden Brünnhilde würden und zur Freiheit in Schönheit und Liebe fänden. Diese Botschaft überforderte aber selbst die meisten Wagnerianer.

Sie riefen mit Joseph Gregor und Richard Strauss wie am Schluss vom *Friedenstag* noch 1938 unbeirrbar einander zu: »Wagt es zu denken,/Wagt zu vertrauen,/Wagt in das göttliche Leuchten zu schauen/[...] Schwelgt in gewalt'gem Liebesumfassen!/Ströme des Herzens, endloser Jubel!/Flamme der Liebe, aufwärts, aufwärts –/Herrscher Geist, zu dir.« Die Musik des Dr. Richard Strauss schwelgt in großem Liebesumfassen und verdient endlosen Jubel – aber statt aufwärts, ging es in der »praktischen« Welt, fern von diesem schönen Geist, immer tiefer hinab. Die Akademiker kamen dieser Welt abhanden und siedelten in inneren Reichen, die höchstens als Gegenwelten noch eine Beziehung zur Wirklichkeit wahrten. Selbst wenn Einzelne – etwa Wolf Dohrn, ein Verwandter der Furtwänglers, oder Ludwig Curtius und Walter Riezler, Schüler des Archäologen Adolf Furtwängler – mit der sozialen Welt in Berührung kamen, versuchten sie doch vorzugsweise mit »Verschönerungsmaßnahmen« auf diese einzuwirken. Sie dachten dann an die schöne Form von Gebrauchsgeräten, an ein neues Wohnen oder freiere, gefälligere Bewegung durch Ausdruckstanz und zogen sich von solchen sozialen Zielen alsbald wieder an die Hochschule oder ins Museum zurück. Die Jüngeren um 1900 fühlten sich recht unbehaglich im schwülen Treibhaus der Bourgeoisie und spürten ein heftiges Verlangen nach frischer Luft, nach Sport, Reformkleidung und »Leben« und we-

niger nach dem Geist als dessen Widersacher. Doch sie fanden nie aus der bürgerlichen Ästhetisierung alles Lebendigen hinaus, vor dem sie deshalb versagten.

Statt dem in allen Variationen beschworenen Leben galt ihr Bemühen zuletzt immer nur der Kunst, immer weiter hoffend, sie würde endlich den Ruck bewirken, von dem es schon damals hieß, er müsse durch die gesamte Gesellschaft gehen, damit sie sich gründlich verändern und erneuern könne. Zugleich aber fürchteten die meisten einen grundsätzlichen Umbruch, mit dem sie die Revolution, den Sozialismus oder Kommunismus, verknüpften, der den meisten Schöngeistern Angst machte, so dass sie erst recht wieder in das weite innere Reich flüchteten, in dem sie Ruhe fanden vor den Irritationen einer immer fremder werdenden Gegenwart. Erstaunlicherweise verfügte der Sozialismus im München um 1900, wo Adolf Furtwängler lehrte, über keine besondere Anziehungskraft. Die SPD war dort allerdings schon sehr verbürgerlicht und deshalb wenig attraktiv für Bürger, die nach ungewohnten Pfaden jenseits der lähmenden Bürgerlichkeit strebten. Im Gegensatz dazu versprach der Katholizismus, Antworten bereitzuhalten, wie die Nation und Gesellschaft ohne Revolution dem Bürgertum dennoch entrissen werden könnte.

Der Katholizismus war immerhin eine Möglichkeit, Zugang zur Wirklichkeit, zu gesellschaftlichen und politischen Fragen zu gewinnen. Konvertiten spielten im Umkreis der Furtwänglers eine erhebliche Rolle. Sie lösten sich, bei aller Begeisterung für Musik, aus den ästhetischen Verstrickungen ihrer Umwelt. Ihre politische Wachheit bewahrte sie davor, den Nationalsozialismus zu unterschätzen, den sie vielmehr von vornherein bis zur letzten Konsequenz, der Emigration, bekämpften. Die deutschen Juden, ob getauft oder ungetauft, gehörten zu dieser verspielten und hilflosen Bürgerlichkeit, die von der Musik als Ersatzreligion be-seelt wurde und jeden Musikenthusiasten als gleichartig und gleichberechtigt behandelte. Der Antisemitismus der Nationalsozialisten galt nicht allein »dem Juden«, sondern auch und vor

allem dem jüdischen Bürger. Mit der Vertreibung und Vernichtung des jüdischen Bürgertums sollte das Bürgertum insgesamt entmachtet werden. Denn dessen akademische Oberschicht hatte sich längst mit den arrivierten jüdischen Familien durch Heirat und aufgrund gleicher Lebenskultur vermischt. Gerade in den Akademikerfamilien gab es deshalb viele so genannte »Halbjuden« oder »jüdisch Versippte«.

Die ästhetisierten Akademiker waren darauf nicht vorbereitet. Sofern sie nicht als Halbjuden verfolgt wurden und emigrierten, zogen sie sich in ein geheimnisvolles inneres Reich zurück und pflegten die gleiche politische Enthaltbarkeit wie unter dem Kaiser oder der »Parteiherrschaft« in der Weimarer Republik. Nur dass sie ihr bürgerliches Streben, um wie eh und je die eigene Sicherheit nicht zu gefährden, feierlich zu politischem Trotz stilisierten und als »innere Emigration« ausgaben. Die bürgerliche Unentschlossenheit gegenüber dem Nationalsozialismus – Distanz und Mitarbeit, der innere Vorbehalt bei äußerlicher Zustimmung – brachte die Bürgerlichkeit und ihre Kunstreligion endgültig um ihre Überzeugungskraft.

Die Furtwänglers, ihre Freunde und Verwandten, führen zurück in die Welt von Gestern, als der Akademiker den bürgerlichen Menschen repräsentierte, bei allen der Bürgerlichkeit innewohnenden Ambivalenzen und Widersprüchen, mit einem zuweilen überraschenden Geschick, überreizte Nerven, Glanz und Gemütlichkeit dennoch zu vereinen. Nicht alle der hier vorkommenden Personen sind so berühmt wie Wilhelm Furtwängler oder seine Großnichte Maria. Aber, wie Franz Grillparzer zu bedenken gab: »Man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obscuren nicht durchgeföhlt hat.« Obskur war zu seiner Zeit keiner, viele wurden einfach nur vergessen; nicht einmal aus Undankbarkeit, sondern weil die der Zeit verhafteten, sozialtypischen Züge die individuellen in den Hintergrund drängten.

KAPITEL 1

»Auf schwanker Leiter der Gefühle«

*Nervöse Akademiker auf der Suche
nach der verlorenen Schönheit*

»Da ihr noch die schöne Welt regiertet,/An der Freude leichtem Gängelband/Glücklichere Menschenalter führtet,/Schöne Wesen aus dem Fabelland! Ach! Da euer Wonnedienst noch glänzte,/Wie ganz anders war es da!« Schillers Preislied auf die »Götter Griechenlands« von 1787 blieb über Generationen die Hymne der Humanisten. Die mächtige Beschwörung jener wunderbaren Zeit, als noch Lebensfülle durch die Schöpfung floss, schöne, lichte Bilder selbst um die Notwendigkeit scherzten und das ernste Schicksal »milder/Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit« blickte, gab später allen Mühseligen und Beladenen immer wieder Mut, in der Ideale Reich aufzubrechen. Friedrich Schiller rief sie dazu auf, das, was in der Welt verstreut, wieder zum harmonischen Ganzen zu verbinden, um Poesie und Wahrheit auch in dieser seelenlosen Welt mechanischer Zwecke zu versöhnen und darüber selbst zum Menschen zu werden.

Die Erinnerung an den köstlichsten Augenblick der Geschichte, als die Götter menschlich und die Menschen göttlicher waren, weil frei von finstrem Ernst und traurigem Entsagen, könnte jedem Willigen dazu verhelfen, sich seiner idealen Berufung zur Freiheit zu vergewissern. Denn »damals war nichts heilig als das Schöne«. Im Schönen offenbaren sich unmittelbar das Göttliche und die göttliche Freiheit, wie Schiller immer wieder beteuerte. Denn Gott und das Schöne sind ein und das Gleiche.

Das Schöne ist deshalb auch »das Morgentor zu der Erkenntnis Land«. Es ist eins mit dem Wahren, das die Götter in anmutiger Würde verkörpern. Schönheit und Wahrheit sind für Schiller jene mitreißenden, erhebenden Kräfte, die jeden, der es wagt, sich ihnen anzuvertrauen, dazu befähigen, mit Schöpfungen aus der Schöpfung Harmonie an Harmonien zu reihen. Der Künstler, wie Schiller ihn feiert, »umschließt mit stillen Siegen/Des Geistes unermessnes Reich«. Die Herz bezwingende Anmut der Schönheit, die ihn beflügelt, mildert endlich auch den strengen Ernst der Wissenschaft und adelt das Werk der Gedanken und der Erkenntnis zum Kunstwerk. Die Schönheit mag ein lieblicher Betrug sein, ein auf die Kerkerwand gemaltes Elysium. Das räumte Schiller ein. Aber allein dieses Bild begeistert dazu, sich möglichst frei zu halten von den stets peinlichen Nötigungen frecher Zeitgewalten.

Der liebliche Betrug der Idee, der immerhin Freiheit und Selbstbestimmung im Traum des Lebens verspricht, spornt allerdings zum Äußersten an, nämlich die Angst des Irdischen von sich zu werfen, aus dem engen, dumpfen Leben zu fliehen und sich ganz den Idealen anzuvertrauen. Dann wird der Folgsame entdecken, dass alles, was das Auge nicht sah und das Ohr nicht vernahm – das Schöne und Wahre –, nicht fern in unerreichbaren Zeiten und jenseits seiner eigenen Möglichkeiten irgendwo in unbestimmten Räumen liegt. Nein, es liegt in ihm, und er bringt es ewig hervor in immer neuen Gestaltungen. Losgelöst vom lähmenden Druck der Zeit dringt der schöpferische, der freie Mensch in der Schönheit Sphäre vor zu den Fluren, wo göttlich unter Göttern wandelt die *Gestalt*, die durch ihn, zur Kunstgestalt verdichtet, überraschende Gegenwart gewinnt, unter deren Eindruck »des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt, und sinkt, und sinkt«. Der immer um seine Befreiung aus den Zwängen der entfremdenden Arbeits- und Lebensverhältnisse Ringende und nach Schönheit Verlangende kann jedoch ebenfalls zur schönen Gestalt finden, sofern ästhetisch erzogen und zum

wahren Mensch geworden, also nicht weiter entstellt von den unvermeidlichen »Zeugen menschlicher Bedürftigkeit«.

Das Ideal des schönen Menschen, der seine Freiheit im heiteren Austausch mit den freien Anderen genießt, eins mit sich und der beseelten Natur, war einmal in Griechenland für kurze Momente erhellend für alle Zeiten in die Welt als Geschichte eingebracht. Daran glaubten alle bürgerlichen Humanisten. Daran zweifelten Bildungsbürger wie Marx und Engels überhaupt nicht. Sie setzten nur eine andere – nicht die bürgerliche – Gesellschaft voraus, um die verlorene Freiheit des zur Schönheit berufenen Menschen endlich zurückgewinnen zu können. Bei solchen Erwartungen lag es nahe, »das heilige Feuer der Bildung« in Olympia anzuzünden, im ewig klassischen Griechenland. Allein dessen Geist und Kultur konnte den Menschen mit einer Idee von sich bekannt machen, auf dem Gymnasium, dem humanistischen, zum Menschen erweckenden, und anschließend auf der Universität über das Studium der Humaniora, der historisch-philologischen Wissenschaften, die es dem Menschen erleichtern, die Menschen als Menschen zu verstehen.

In diesem Sinne sprach Professor Julius Jolly, der badische Ministerpräsident, 1875 bei der Einweihung des neu errichteten Karlsruher Gymnasiums. Dessen Direktor war Professor Gustav Wendt. Er wurde zehn Jahre später der Schwiegervater des großen Archäologen Adolf Furtwängler, der die griechische Kunstgeschichte nicht von der Idee des schönen Menschen getrennt wissen wollte. Was der Mensch einmal war, das sollte er wieder werden. Davon waren der Mythenkundler Johann Georg Kanne ebenso überzeugt wie der Jurist und praktische Staatsmann Jolly. »Das Gymnasium ist nach Zweck und Bestimmung recht eigentlich die Pflanzschule der Idealität, und weil der Staat ohne die Pflege des Idealen im Menschen kläglich verkümmern müsste, widmet er diesen Anstalten seine vollste Fürsorge«. Der liberale Menschenfreund, der freie Bürger im freien Staat wünschte und den Staat deshalb als Befreier verstand, vernachlässigte keines-

wegs die Realschulen und die Technischen Hochschulen, die zu beruflicher Tüchtigkeit führen sollten. Aber auch die Praktiker vermochten nur insofern zu einer höheren Auffassung ihres Beitrags zur Humanisierung aller zu gelangen, als sie sich dem klassischen Geist unterordneten, wie sie ihn über Winckelmann, Goethe und Schiller zumindest im Deutsch-Unterricht kennen gelernt hatten und damit auf den Zusammenhang von Praxis und Theorie hingewiesen worden waren.

Die Liberalen, die den Rechtsstaat als Kulturstaat verstanden, mochten die äußeren Freiheiten des Staatsbürgers nicht unabhängig von den inneren sehen. Wer innerlich frei geworden ist, von der Sonne seines Sittentages, eines selbständigen Gewissens, erhellt, der allein vermag in der Gesellschaft als Freier befreiend zu wirken. Kunst und Wissenschaft, »das Ideale«, die wieder belebte und beglückende Herrschaft der Götter Griechenlands, machen die Religion entbehrlich. Wer Kunst und Wissenschaft hat, der hat, wie Goethe allen schon Gebildeten oder sich Bildenden versicherte, auch Religion. Wer diese beiden nicht hat – vor allem der Pöbel – der habe Religion. Sie ist ein vorläufig noch unvermeidliches Hilfsmittel, um die Ungebildeten von ihrer Neigung abzuhalten, sich aus Unverstand gegen Wissenschaft und Kunst zu empören.

Wilhelm Furtwängler, der von 1809 bis 1875 lebte, bestätigte mit seinem Werdegang diese Maxime Goethes. Er stammte von Bauern aus dem Schwarzwald ab. Die Veränderungen seit dem späten 18. Jahrhundert, die schließlich zur Revolution in Frankreich und zum Zusammenbruch der alten Gesellschaft in ganz Europa führten, hatten seinen Vater Bartholomäus ermuntert, nicht weiter in der herkömmlichen Landwirtschaft zu verharren. Er wurde zum Fuhrunternehmer und verkaufte Obst und Gemüse in den umliegenden Kleinstädten. Der Geist der Beschleunigung und der sozialen Veränderung, der ihn begierig auf neue Dinge machte, veranlasste seine Söhne, in die Stadt zu gehen, um das Uhrmacherhandwerk oder den Orgelbau zu lernen. Eine

Fabrik, nicht zuletzt für die damals beliebten Kuckucksuhren, die Wilhelms Bruder Lorenz Furtwängler 1862 gegründet hatte, bestand bis 1919. Zwei Brüder brachen vollständig mit den Traditionen und wanderten in die Vereinigten Staaten aus. Wilhelm ging, wie meist die begabtesten Bauernkinder, auf die Lateinschule, durchaus mit der Absicht, später Theologie zu studieren und Pfarrer zu werden – der ehrbarste Beruf, den sich ein schlichter Christenmensch vom Lande in einer Gesellschaft vorstellen konnte, die trotz allen Wandels am Prinzip der Ehre festhielt. Gerade in Baden und Württemberg, wo man noch heute »ehrenkäsigt« ist und sorgsam darauf achtet, auch gebührend »äschtimiert«, geachtet, beachtet und geehrt zu werden. Deswegen ist der Umgang mit Badenern oder Schwaben nicht immer leicht.

Die Götter Griechenlands hatten etwas anderes mit Wilhelm vor. Er ließ sich von ihnen bezaubern, trat in ihren Dienst und studierte seit 1829 Altphilologie in München. Sein Lehrer Friedrich Thiersch, aus Stettin stammend, machte die katholisch-lateinischen Bayern an der Universität mit dem preußischen Humanismus strengster Observanz bekannt und über das Philologische Seminar zu tüchtigen Graeculi. Er verpflanzte das preußische Gymnasium nach Bayern. Söhne und Enkel Friedrich Thierschs, eigenwillige Nordlichter in München, treffen später auf den Sohn und Enkel Wilhelm Furtwänglers. Der Philhellene Thiersch begeisterte sich im Übrigen auch für den Freiheitskampf der Griechen seit 1822 und vermutete in jedem Neugriechen, was meint in jedem mit griechischem Firnis überzogenen Bulgaren, nicht den Zwiebelhändler, der sich darunter verbarg, sondern einen neuen Achilles oder Theseus. Haare auf der breiten Brust und penetranter Knoblauchgeruch wurden von ihm nicht bemerkt. Die gelehrten, schön-geistigen Erfinder des geruch- und farblosen Gips-Griechenlands lebten ganz versunken in ihrer Ein-Bildung und sahen beglückt vor sich, was die Idee ihnen versprochen hatte.

Friedrich Thiersch vermittelte 1832 Wilhelm Furtwängler

nach Athen. Otto, der König der Hellenen, war ein Sohn Ludwigs I. von Bayern, der es als seine besondere Aufgabe auffasste, den befreiten Griechen dabei zu helfen, sich so griechisch-elegant zu entfalten, wie man sie sich in Göttingen, Berlin und neuerdings auch in München vorstellte, also klassizistisch, in edler Einfachheit und stiller Größe. Wilhelm Furtwängler sollte den Sohn des griechischen Kriegsministers, der keineswegs Odysseus, dem listenreichen und weltgewandten, gleich, von 1832 bis 1835 zu einem neuen Telemachos bilden. Nicht im Sinne der *Télémachie* Fénelons um 1700, die zum Handbuch für adlige Erziehung wurde. Solche rein gesellschaftlichen Bemühungen lagen dem idealistischen Kleinbürger, dem unbeholfenen, schüchternen und mit sich selbst beschäftigten Wilhelm Furtwängler gänzlich fern. Sein neuer Telemach sollte ein durch Wissenschaft und Kunst gebildeter Menschenfreund werden. Versetzt an Gestade, über denen die Sonne Homers in lieblicher Bläue leuchtete, spürte der Schwärmer, der Griechenland bislang nur in seiner Seele gesucht hatte, die beseligende Gegenwart der Götter und trank, was die Wimper hält, vom goldenen Überfluss der Welt. Allerdings musste er 1835 zurück »an den öden Strand des Lebens« nach Baden und legte 1836 sein Staatsexamen ab.

Er wurde Schulmeister in Konstanz, Mannheim und Freiburg, dort seit 1863 Direktor des Berthold-Gymnasiums, »einer Pflanzstätte der Idealität«, wie sie sich Julius Jolly nicht besser wünschen konnte. Wilhelms Sohn Adolf, der letzte gewandte und geistreiche Philologe unter den neueren Archäologen, bestätigte im Nachhinein als bester Schüler seines Vaters den Rang dieser Schule und die Bedeutung gründlicher, klassischer Schulung. Aber gerade ihm, dem durch seinen Vater zum »Griechen« Befreiten, missfielen Dressur und schematische Abrichtung, weshalb er das Gymnasium seines Vaters vorzeitig verließ, um sich in aller Freiheit für die Reifeprüfung vorzubereiten. Sein Vater nahm ihm das keineswegs übel. Er begriff seinen Sohn. Der bewahrte sich, trotz dankbarer Zuneigung zur »echtdeutschen, tief

innerlichen Natur« des Vaters, eine unverbesserliche Abneigung gegen die Schule und die Gymnasiallehrer. 1875 selber vorübergehend im Schuldienst, schrieb Adolf Furtwängler seinem Münchner Lehrer Heinrich Brunn: »Kein Fach verführt aber wohl leichter zu gleichgültigem Schlendrian als das des Schullehrers, wo der Stoff so bald nichts Neues mehr bietet und es leicht und bequem ist, im alten Geleise weiter zu treten. Überwindet einer diese Klippen, so gerät er oft an eine andere: Zersplitterung der Kräfte. [...] So ging es meinem Vater«.

Wilhelm Furtwängler hatte, wie sein Sohn anerkannte, die vielseitigsten, herrlichsten Anlagen. »Nur eines war sein Unglück: Von Kindheit an (als Schwarzwaldbauernsohn) auf sich allein gestellt, war und blieb er Autodiktat und genoss nie das Glück tüchtiger Leitung.« Gymnasiallehrer wahrten damals noch Kontakt zur Wissenschaft, weshalb sie zu Recht den Titel Studienprofessor führten. Wilhelm Furtwängler gab Pindar heraus oder schrieb eine lange Untersuchung über die Vorstellung der Alten vom Tode, ein seit Lessing gern bestellter Acker, für die Schiller die Richtung wies: »Damals trat kein grässliches Gerippe/Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuss/Nahm das letzte Leben von der Lippe,/Seine Fackel senkt' ein Genius«. Musste auch das oder der Schöne sterben, so doch zumindest nicht auf unschöne Weise. Wilhelm Furtwängler hatte freilich das Unglück, in Freiburg, der damals kleinsten und unbedeutendsten Universität in Deutschland, keinen anregenden, ihn fördernden Umgang zu finden. So blieb er befangen in der unsystematischen Vielwisserei der sammelnden Liebhaber des Altertums, die mittlerweile als völlig ungenügend empfunden wurde.

Da er am Kleinleben seiner Umgebung wenig Gefallen fand, blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als den Weg nach Innen einzuschlagen, in der eigenen Brust ein Weltgetümmel zu veranstalten und sich am Enthusiasmus für das Schöne zu erwärmen, um nicht zu erkalten und zum lieblosen Pedanten zu erstarren. Vielen galt der schweigsame Mann als schrullig, was ihn nicht son-

derlich von anderen Gelehrten unterschied, weil deutsche Professoren als eigensinnige Käuze manchen gutmütigen Scherz veranlassten. Linkisches Betragen war gerade in der süddeutschen Provinz nichts Ungewöhnliches. Dort dauerte es länger, die bauerliche Vorsicht allmählich zu verlieren. Den ehemaligen Protestanten, der den olympischen Gottheiten in seinem Herzen gut protestantisch und ganz ungriechisch einen festlichen Wohnsitz bereitete, verbitterte das jede behagliche Geselligkeit mindernde Gezänk zwischen den Konfessionen, das auf die Stimmung in Freiburg allgemein drückte. Seine Frau Christiane Schmidt, die er 1848 in Mannheim geheiratet hatte, war katholisch. Die vier Kinder – zwei Mädchen und zwei Buben – wurden katholisch getauft. Aber engherzige Priester drängten sich häufig mit Vorwürfen und bigotten Ratschlägen in eine ansonsten glückliche Ehe. Darunter litt Wilhelm Furtwängler, dem das Christentum bei solchen Erfahrungen vollends fremd und ärgerlich werden musste.

Die oberrheinischen gebildeten Katholiken kultivierten seit dem späten 18. Jahrhundert ein Christentum ohne Wunder, ohne Tränen und ohne Glaubenszumenungen für eine sehr trockene, der Welt zugewandte Vernünftigkeit. Sie strebten nach einer deutschen Religion in deutscher Sprache und in Übereinstimmung mit der Ethik ihrer deutschen Philosophen. Das Rom hinter den Bergen barg alle möglichen künstlerischen Offenbarungen und Weihen, im Übrigen galt es als finsterner Hort des Aberglaubens. Der gemeine Kirchenhaufen fühlte sich verlassen von geistlichen Hirten, die Rousseau nachfolgten oder sich zu Goethe bekannten. Unter dem kräftigen Druck der Laien mussten Priester und Bischöfe nach und nach ihren gesellig-versöhnlichen, aber undogmatischen Pragmatismus mildern, endlich aufgeben. Dieser Wandel stimmte die in Baden ohnehin als sehr hartnäckig auffallenden Antiklerikalen noch misstrauischer gegenüber katholischen Vorurteilen und Einmischungen in weltliche Belange, die man seit Jahrzehnten erfolgreich und nicht immer geschickt ab-



Wilhelm Furtwängler oder vom Waldbauernbuben zum Gymnasialdirektor: die klassische Altertumswissenschaft war für ihn ein Mittel, um in die bürgerliche Gesellschaft von Besitz und Bildung aufzusteigen. Griechenland brauchte er nicht mit der Seele zu suchen. Der junge Wilhelm lebte von 1832 bis 1835 unter der Sonne Homers, um aus dem Sohn des griechischen Kriegsministers einen wahren Hellenen und wahren Menschen zu machen.

gewehrt hatte. Die Liberalen und Antiklerikalen kämpften für die nationale Einheit und geistige Vereinheitlichung. Das sittliche Fundament des nationalen Rechts- und Kulturstaates erkannten Kulturprotestanten in der Weimarer Klassik und im preußischen Klassizismus. Auf den guten, alten Gott konnte man aus Kulturgründen noch nicht ganz verzichten, weil sonst die heiligsten Bücher der Menschheit, die Werke Bachs, die jetzt wieder entdeckt wurden, unverständlich geworden wären.

Der junge Adolf Furtwängler, 1853 geboren, der brillant auf dem Klavier zu phantasieren verstand und wie jeder Deutsche die Musik als tönende Ethik ungemein ernst nahm, hatte freilich mit Bach so wenig im Sinn wie mit Gott. Als er 1870 mit dem Studium der Klassischen Philologie in Freiburg begann, war er sich sicher, dass die Religionen aus unbestimmter Furcht vor höheren Mächten entstünden, um deren Wirksamkeit einzuschränken oder um sie sich gefügig zu machen. Monotheismus erschien ihm als eine unpraktische philosophische Abstraktion. Insgesamt hielt er die Epochen der Religionen für vergangen, da alle Wunder entzaubert worden sind und über der Natur keine Mächte mehr vermutet werden können, welche besänftigen oder erschrecken. Für ihn gab es nur eine numinose, alles in seinen Bann ziehende Gewalt: das Schöne. »Was wollte ich damals vom Leben? Nur Genuss des Schönen, wo es mir gerade entgegentrat«, schrieb er 1874 an Heinrich Brunn.

»Kunst und Brunst« schätzte er, wie Johann Jakob Heinse, als untrennbare, einander belebende Kräfte ein. Wie der dionysisch exaltierte Antiklassizist zur Zeit Goethes vertraute Adolf Furtwängler unbedingt den Sinnen, der Anschauung und dem Erlebnis. Denn die Kunstgestalt ist keine blasse Idee, sondern mit den feierlichen Worten Heinses das Lebendigste des Lebens, sie erst macht das Leben in höchster Potenz zum Erlebnis. Adolf Furtwängler, der die Natur und das Schöne liebte, ging 1872 nach Leipzig, dessen Universität damals sogar mehr Studenten anlockte als Berlin. In der Großstadt Leipzig kam er zum ersten Mal

mit einer eleganten Welt in Berührung, mit hübschen Manieren und höflicher Gewandtheit, die auch dem Gehemmten das immer schwierige Zusammenleben des unerschöpflichen Ichs mit nicht minder unerschöpflichen Anderen erleichtern und verschönern kann. Der schüchterne Kleinbürger aus der badischen Provinz wurde jedoch sofort störrisch. Er witterte nur Hochmut und Arroganz und zog sich in sich selbst zurück. Es kam vor, dass er tagelang mit niemandem ein Wort wechselte.

In ruhigen Momenten gab er durchaus zu, dass es ein Grundfehler von ihm sei, immer gleich zu glauben, andere wollten ihm Böses oder verachteten ihn, »eine Eigenschaft, die auch Papa so viele unangenehme Stunden bereitete«. Solche vernünftige Einsichten bewahrten ihn nie davor, zeit seines Lebens sich und anderen äußerst unerquickliche Stunden zu bereiten. Sein Unbehagen, das er seiner Umwelt anlastete, kam aus ihm selber, weil er für die eigentliche Wissenschaft noch gar keinen Sinn hatte, was ihm erst später bewusst wurde. Da er trotzig allen misstraute, vornehmlich korporierten Studenten, warf er sich in die Politik. Als religiös Freisinniger schwärmte er für Demokratie und Parlamentarismus, für die Deutsche Fortschrittspartei Eugen Richters, welche dem Tüchtigen freie Bahn verhieß. Das bürgerliche Leistungsbewusstsein, ja der Heroismus der Arbeit nach der Maxime Thomas Carlyles – arbeiten und nicht verzweifeln – ließen ihn vor Müßiggang, dem Anfang aller Laster, zurückschrecken. Sein Tätigkeitsdrang stand ihm dabei im Wege, sich in bürgerliche Lebensart als bewusstem Stil einzugewöhnen. Denn die setzte Ruhe und Gelassenheit voraus, so etwas wie exquisites Herumtrödeln.

Der trotzig Kleinbürger – wer rastet, der rostet – verachtete allen überflüssigen Tand und wollte als Einziger in seinem Eigentum geachtet und gewürdigt werden. So wie er in anderen unverdorbene Originalität suchte. Die fand er in Leipzig in dem späteren Kollegen und dauernden Freund Georg Loeschcke. Anfangs hütete er sich vor ihm, dessen Betragen ihm hochmütig vorkam und deshalb unangenehm war. Bald aber lernte er Loeschckes

»scharfes Maul voll herber Kritik« als ihm kongenial richtig einzuschätzen und genoss in vollem Maße die »Tiefe des Gemüts, die ich an einem Freund verlange«. Vom Schönen, von den beseligenden und beruhigenden Harmonien hörte er selbst bei dem Archäologen Johann Adolf Overbeck sehr wenig. Er behandelte die Monumente vornehmlich als Belege für seine religionskundlichen oder mythengeschichtlichen Überlegungen. Sie führten Adolf Furtwängler in vorklassische Perioden, die ihn von nun an immer gründlicher beschäftigten. Gleichwohl verzweifelte er zuweilen an seinen Gaben und wollte die lederne Wissenschaft mit der Schauspielkunst vertauschen.

Ihm ging es in Leipzig nicht viel besser als einige Jahre zuvor Friedrich Nietzsche, der das Schöne, die Wissenschaft und das Leben als eine sich wechselseitig steigernde Totalität verstand und von der Philologie als bloßem Virtuositentum maßlos enttäuscht wurde. Wie Friedrich Nietzsche seinen ungeliebten Lehrern in den klassischen Sprachen sein späteres sprachliches Virtuositentum verdankte, lernte Adolf Furtwängler bei dem Philologen Friedrich Ritschl Stilkritik mit ihren formalen und formalistischen Subtilitäten. Die philologische Feinmechanik Leipziger Provenienz übertrug er als Stilkritiker später in die Kopienkritik, um den »Urtext«, das Original, das ursprüngliche Werk, gereinigt von allen Bearbeitungen, wiederzugewinnen. In Leipzig wurde er zu einem altertumswissenschaftlichen Vielwischer mit der dort üblichen Solidität. Mit Goethe meinte er, es sei nie verkehrt, viel zu wissen, und verweigerte sich von vornherein der modernen Tendenz, sich auf die Bebauung eines eigenen kleinen Gärtchens zu beschränken. Insofern waren es keine verlorenen Semester. Ratlos, was die Zukunft betraf, verließ er Leipzig nach einem Jahr und wechselte nach München.

Dort lehrte Heinrich Brunn Archäologie. Dieser künstlerisch empfindsame Gelehrte mochte die Wissenschaftlichkeit nie unabhängig von ihrem Ursprung, dem Enthusiasmus für das Schöne, würdigen. Deshalb ging es ihm vornehmlich um Aufga-

ben, von denen Adolf Furtwängler eine dunkle Ahnung besaß: mit stilkritischen Methoden unter der Fülle der römischen Kopien und Umbildungen die verlorenen griechischen Urbilder herauszuspüren und darüber eine Ordnung in die Abfolge der Stile zu bringen und zu einer systematischen Geschichte der Kunst und der Künstler in Griechenland zu gelangen. Die unvermeidliche Historisierung des Kunstwerkes sollte keineswegs das Kunstschöne als normative Kraft abschwächen. Heinrich Brunn hoffte vielmehr, mit stilkritischen Methoden das überzeitliche Ideal besser zu verstehen, um desto umfassender vom gesicherten, unangreifbar Vollkommenen, vom Ewig-Schönen, begeistert zu werden.

Heinrich Brunn feierte in Winckelmann den Retter, der den Olymp der Griechen zu neuem Leben erweckte. Darum mahnte er seine Studenten und alle Freunde des Schönen, nie in der Bemühung nachzulassen, aus diesen lebensvollen Bildern Energie und Freude für ihr Leben zu gewinnen. Wer das Gefühl des Schönen und für das Schöne, losgelöst von der Lust des Menschen am Menschen und von der Aufgabe ununterbrochener ästhetischer Selbsterziehung, zu dauernder Selbstverbesserung verstehen wollte, der verlor, wie er mit Nietzsche fürchtete, sofort Grund und Boden unter den Füßen. In ihm fand Adolf Furtwängler ein verwandtes Temperament. Er war ganz in seinem Element, gewann Selbstvertrauen und Mut zu eigenem Schaffen. »So ist es das Lebensglück, das ich Ihnen verdanke – und dies wird mich für immer an Sie fesseln«, schrieb er Heinrich Brunn im Herbst 1874. Der staunte über den gewonnenen Schüler und das Feuer, das ihn durchglühte: »Leidenschaft, Leidenschaft!« Mit diesem Ausruf charakterisierte er Adolf Furtwängler, damit auch eine Sorge andeutend, der Begeisterte werde im Überschwang nicht immer das rechte Maß halten können und zuweilen zum Raub allzu persönlicher Eindrücke werden.

Unter Heinrich Brunns Anleitung lernte er sehen, mit den Augen gleichsam die Formen abtastend. Theorien blieben ihm so

gleichgültig wie seinem Professor. Selbst Friedrich Schillers Briefe zur ästhetischen Erziehung, für ihn immerhin noch »Gold gegen den späteren ästhetischen Phrasenwust«, ließen ihn unbefriedigt. Er vermisste in dieser ungemein anschaulichen Schrift trotz der »gesunden Ansichten« gerade die Anschaulichkeit und die Anschauung außerhalb der Poesie. Im Sommersemester 1874 wurde er in München promoviert. Sein Vater Wilhelm, der im März 1875 starb, konnte also noch erleben, wie sein Sohn aus einer unklar schwankenden, nebelhaften Zeit herausfand und sich von den damit verbundenen Unzufriedenheiten löste. Da seine Familie über kein nennenswertes Vermögen verfügte, außerdem zwei unverheiratete Schwestern zu Klavierlehrerinnen ausgebildet werden mussten, um ihren Lebensunterhalt gegebenenfalls selber zu verdienen, machte er vorsichtshalber in Freiburg das Staatsexamen, trotz aller Abneigung gegen den Schuldienst. Dieser wurde ihm im Sommer 1875 während seiner Referendarzeit am Berthold-Gymnasium, das sein Vater geleitet hatte, vollends verleidet.

Es kam ihm recht gelegen, erst einmal seinen Militärdienst zu absolvieren und weiteren beruflichen Entscheidungen auszuweichen. »Das einförmige Soldatenleben« ohne anregende Gesellschaft desillusionierte den nationalliberalen Patrioten. »Ich kann gar nicht sagen, wie verhasst mir die ganze Militärgeschichte wird«, schrieb er Heinrich Brunn im August 1878. »Ich hätte das nie für möglich gehalten. Der Nimbus, den auch ich früher um unser Heer sah, ist völlig geschwunden, ja selbst der Patriotismus erhält seine Stöße, wenn man in diese unselige Wirtschaft, über die man sich so gerne täuschen will, hineinsieht.« Aber nicht allein der Patriotismus empfing einige Dämpfer. Adolf Furtwängler entwickelte seitdem eine zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber politischen Schlagworten und den auf ihn unfruchtbar wirkenden Diskussionen der Parteien.

Wie viele unter den von der beginnenden Demokratisierung enttäuschten Bürgern war er unzufrieden mit dem allgemeinen

Wahlrecht, das er für durchaus entbehrlich hielt. Denn es führte nicht zur anschaulichen Repräsentanz des Gesamtwillens einer mit sich einigen Nation im Reichstag, sondern veranschaulichte die widerstreitenden, schwer miteinander auszusöhnenden Interessen einer Gesellschaft. Dissonanzen störten ihn, der auch außerhalb der Kunst nach Harmonien und Proportionen verlangte, nach selig in sich selbst schwingenden Formen.

Auf Empfehlung Heinrich Brunns erhielt er nach dem beendigten Wehrdienst für drei Jahre das großzügig dotierte Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts. Somit war er nicht nur der dringendsten Sorgen enthoben, sondern konnte zuversichtlich erwarten, sich während dieser Zeit in die übersichtliche Welt der Archäologen so weit einzuführen, dass die Studienreisen als Vorbereitung für eine anschließende Universitätslaufbahn – wie bei den meisten Stipendiaten – diene. Die gewährte Freiheit, nach eigenem Gutdünken die Zeit zu nutzen, entsprach seinem Sinn für Unabhängigkeit, der es ihm nie leicht machte, sich ein- oder unterzuordnen. Bei den Aufenthalten in Italien und Griechenland verschaffte er sich mit einem nahezu fotografischen Gedächtnis einen breiten Überblick über die Bestände in Museen und Sammlungen. Die Materialkenntnisse erweiterte er – immer neugierig – bei späteren Reisen und wurde darüber gleichsam zu einem wandelnden Gesamtkatalog der in Europa vorhandenen Antiken, von der Kleinkunst, Gemmen, Münzen über Vasen bis hin zu Skulpturen und Reliefs.

Obschon ein hartnäckiger Arbeiter, versäumte er nicht die Gelegenheiten, in die Oper zu gehen, italienische Literatur zu lesen, Land und Leute kennen zu lernen und seine Sprachfähigkeiten zu verfeinern. In Griechenland fühlte er sich sofort heimisch und bewahrte sich von nun an eine besondere Zuneigung zu diesem Land, das er sich klassisch zu verzaubern verstand. Da spielte noch nicht einmal die Aufforderung Schillers eine Rolle: »Wisset ein erhabner Sinn/Legt das Große in das Leben/Aber sucht es nicht darin.« Er war entzückt von dieser Landschaft voller my-

thologischer Erinnerungen. Was seinen Enthusiasmus notwendig steigerte: Die großen Ausgrabungen in Troja, Mykene, Olympia, Delphi oder Pergamon öffneten ungeahnte Welten und ermöglichten mit der Fülle ihrer Dokumente ein ganz neues Verständnis des klassischen Griechenlands und seiner langen, unklassischen Vorzeiten. Der normative Klassizist ließ sich überraschen, ohne dennoch am Ideal irrezuwerden. Die Idee des Klassischen empfing vielmehr aufgrund ihrer mannigfachen Vorformen fast eine überwältigende Überzeugungskraft, weil ihre Einzigartigkeit nun erst recht wie der Einbruch eines Wunders, des Heilig-Schönen, in die schnöde Wirklichkeit empfunden werden konnte.

Während der drei Jahre in Italien und Griechenland assimilierte er sich mit erstaunlicher Werdelust an die verschiedenen Umgebungen und ihre jeweils andere Lebensluft. Darüber hinaus verfeinerte er sein Englisch, das er bald ziemlich rein und fließend beherrschte, damals noch etwas Ungewöhnliches für einen Süddeutschen. Seine von nun an gepflegte Anglomanie hing mit seinen freisinnigen religiösen Gedanken zusammen, seinem Antiklerikalismus und der anerkennenden Beschäftigung mit Darwin, aber auch mit den in England noch gültigen Wahlbeschränkungen, die der Aristokratie zu seiner Beruhigung ihre Vorherrschaft garantierten. Den ehemaligen Demokraten beeindruckten die schönen Allüren der Aristokraten. Das ist nicht weiter verwunderlich. Schließlich war Adolf Furtwängler ein Ästhet und liebte folgerichtig das Schöne in jeder seiner möglichen Erscheinungen.

In Mailand, Florenz, Venedig oder Neapel begegnete er der internationalen, vornehmen Welt. Er fand Gefallen am guten Geschmack, an reichen Toiletten, an der wohl kalkulierten und doch heiteren Ungezwungenheit des großen Stils, der gerade bei Italienern wegen der bei ihnen damit verbundenen Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit ganz einfach und ungekünstelt wirkte. Im Ausland achtete er auf gefälliges Auftreten und die feinen Rücksichten, zu denen die Höflichkeit verpflichten. Daheim in Deutsch-

land verdüsterten seine Empfindlichkeiten bald wieder die Weltklugheit. Das zeigte sich sogleich in Bonn, wo er sich nach den Reisejahren 1879 habilitierte.

Bonn gehörte zu den besten und beliebtesten Universitäten in Deutschland. Von den übrigen Universitätsstädten unterschied es sich durch einen kräftigen mondänen Anstrich. Dort studierte der hohe katholische Adel, und die protestantischen Standesherrn kamen im Kometenschweif ihrer preußischen Prinzen. Diese sollten hier lernen, sich in der Welt der Wissenschaften angemessen verständnisvoll zu bewegen. Ihnen wurde aber auch, wie jedem Bürger, gegönnt, sich für ein paar Semester ein bisserl extra zu fühlen, dem Lebensernst und den »Philistern« vorübergehend entrückt. Außerdem waren die Bonner Königshusaren eines der elegantesten Regimenter in Preußen. Bonn galt nicht als Arbeitsuniversität. Es lag am Ende der romantischen Strecke des Rheins, wo es noch einmal ganz besonders schön wurde um das Siebengebirge und den Rolandsbogen herum, bei Linz und Unkel, in Godesberg oder am Alten Zoll mit seinen Nachtigallen. All diese Reize, von Jakob Burckhardt, Friedrich Nietzsche oder Iwan Turgenjew poetisiert, verlockten zum Schwärmen, zur Geselligkeit, zum Wandern, Tanzen, Singen und zu Liebeleien mit und ohne glücklichem Ende.

Auch der phantasieloseste Berufsmensch, sich selbst entfremdet, verstand den entschuldigenden Seufzer: »Ach, wie studierten wir/So gar fleißig Jus,/Rhein, Rhein, es liegt an dir,/Dass man bummeln muss.« Studenten, die reich, vornehm und sehr elegant waren, charmante Taugenichtse oder geistreiche Spieler, die nur so taten, als wären sie zu keiner ernsten Tätigkeit fähig, hatten nahezu einen Anspruch darauf, von weltgewandten Professoren unterrichtet zu werden. Wer keine Frau mit Vermögen geheiratet hatte, lehnte am besten einen Ruf nach Bonn ab. Dort fiel die übliche professorale Bescheidenheit – etwa auf ein paar Butterbrote zu Tee oder Wein einzuladen – als recht ungezogen auf. Man bat zu Dinners, zum Hauskonzert oder Ball in Frack, Uniform und

Abendkleid. Der repräsentative Aufwand verlangte eine flüssige Konversation mit beziehungsreichem Scherz und Ironie. Beides sollte möglichst auch der Vorlesung überraschende Glanzlichter verleihen.

Im reichsfreudigen, nationalliberalen Bonn galten übrigens katholisch duftende Parfums als sehr apart, weil die katholische Kirche für die vornehme Welt den ungemeinen Vorzug besaß, bei den großen lateinischen Chormessen ein hohes musikalisches Niveau einzuhalten. Ganz abgesehen davon, dass die bemerkenswertesten europäischen Beautés gerne mit Rosenkränzen spielten, ob am Rhein, in Baden-Baden oder am Lido in Venedig, was dem Katholizismus nicht zu unterschätzende geschmackliche Vorteile verschaffte. Adolf Furtwängler fühlte sich wie in die Vorhölle versetzt. Er hatte wenig Geld und vorerst keinen Frack und fühlte sich sofort unwohl. Er stilisierte sich sogleich zum kritischen Außenseiter, der die Hohlheit dieses öden Treibens von Professoren unnachdsichtig durchschaute, deren Kollege er gleichwohl werden wollte, die aber das Recht hatten, darüber zu befinden, ob sie ihn überhaupt für geeignet und passend hielten, ihren Kreis angenehm zu erweitern.

Adolf Furtwängler fiel bei den großen Abendessen alles auf die Nerven. Jeder – auch er mittlerweile – im Frack bekam irgendeine Dame zugeteilt, die er zu Tische geleitete, um in ihrer Gesellschaft Geflügel mit Champignons, dann Lamnbraten, Salat, Kompott und Süßspeisen zu nach und nach feineren Weinen zu kosten. Hoffte er, es sich bei dem letzten guten Tropfen allmählich gemütlich machen zu können, wurde das Zeichen zum Aufstehen gegeben. In einer Halle standen die Gäste herum, nur ganz ausnahmsweise durfte man sich setzen. Man komplimentierte sich wechselseitig beim Punsch und bestätigte einander, wie gut es doch wieder einmal geschmeckt habe. »Einige revolutionäre Gemüter«, wahrscheinlich Adolf Furtwängler selber, schimpften über die Sitte, »die das Fressen und Verdauen so als wichtigste Hauptsache markiert«.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SCS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier EOS liefert Salzer, St. Pölten.

Erste Auflage

Copyright © 2007 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg

Lektorat: Jan Schleusener, Berlin

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Reproduktionen: Mega Satz, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2007

ISBN 978-3-88680-839-7

www.siedler-verlag.de

Eberhard Straub

Die Furtwänglers

Geschichte einer deutschen Familie

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-88680-839-7

Siedler

Erscheinungstermin: September 2007



Zwei Jahrhunderte deutscher Geschichte in einer Familie

Schon lange zählen die Furtwänglers zu den schillerndsten Familien in Deutschland. Sie waren Bauern und Bildungsbürger, Archäologen und Philologen, Künstler und Bohemiens. Eberhard Straub, bekannter Biograph und Publizist, schildert Geschichte und Bedeutung dieser deutschen Familie und lässt dabei eine bürgerliche Welt wieder auferstehen, die es so nicht mehr gibt.

In seinem epischen Familienporträt breitet Eberhard Straub die Geschichte einer Familie vor uns aus, die aus dem Bauernstand kam und durch ihr Bildungsstreben in das gehobene Bürgertum aufstieg. Auf faszinierende Weise schildert er, wie sich die Welt des 19. Jahrhunderts allmählich auflöste, wie die Bohemiens und Bürger erst melancholisch, dann ratlos und schließlich überflüssig wurden.

So berichtet Straub von Wilhelm Furtwänglers Versuch, sich ästhetisch über die finstere Zeit des Nationalsozialismus hinwegzuretten. Er zeichnet das Leben von Wilhelms Vater, dem großen Altphilologen Adolf Furtwängler, nach, der sich der Wissenschaft vom »schönen Menschen« widmete, und erzählt von dessen Frau Anna Wendt, die ihre vielfältigen künstlerischen Talente nicht verwirklichen durfte und sich daher in alle nur erdenklichen Krankheiten flüchtete.

So unterschiedlich die Persönlichkeiten der verschiedenen Familienmitglieder waren – von Adolf bis zu Maria Furtwängler –, verbindet sie alle der Drang nach schöpferischem Selbstaussdruck in Kunst und Kultur. Indem Eberhard Straub fast 200 Jahre dieser Familiensaga erzählt, werden Großzügigkeit und Enge, Innerlichkeit und Exzentrik, Leistungen und Grenzen des deutschen Bildungsbürgertums begreiflich.



[Der Titel im Katalog](#)